

Vielfältigkeit repräsentiert, Diskriminierungen reduziert und irritierende Momente herbeigeführt werden. Zudem werden neutrale Formen zu verwenden, die Eindeutigkeiten und Binaritäten entgegenwirken.¹¹ Es werden dementsprechend Begriffe wie *Leser_in*, *Autor:innen*, *Zuschauer*in* oder *Teilnehmende* verwendet. Daran anschließend werden die Begriffe ›Mann‹ und ›Frau‹ in einfache Anführungszeichen gesetzt, um deutlich zu machen, dass es sich hierbei um gesellschaftlich hergestellte Konstrukte handelt, die in unterschiedlichen Zusammenhängen, unterschiedlichen Kontexten und zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschiedene Bedeutungen annehmen können.

Um neben sprachlichen Exklusionen aufgrund von Geschlecht, auch Rassismen und Klassismen möglichst zu vermeiden, wird darüber hinaus, angelehnt an Theorien der Critical Whiteness- und Postcolonial Studies, nicht nur Schwarz¹² als politische Realität benannt werden, sondern auch weiß. Dies dient dem Zweck, die Universalität durch eine unterlassene Benennung von *whiteness*, zu dekonstruieren und auch weiß als Farbe explizit zu benennen und Ausschlüsse und Abgrenzungen einer Ethnie gegenüber einer Anderen im Sprachgebrauch zu vermeiden.¹³ Innerhalb der Arbeit wird zudem darauf verzichtet, rassistische Wörter und Aussagen als Zitate wiederzugeben, um die Reproduktion rassistischer Sprache zu vermeiden. Entsprechenden Auslassungen werden bei Bedarf kenntlich gemacht.

Zu guter Letzt weise ich darauf hin, dass in der vorliegenden Arbeit häufig mit Klammerungen und der Verbindung verschiedener Begrifflichkeiten gearbeitet wird. Schreibweisen, wie z.B. (Queer-)Feminismus, *Autor:innen_Leser*innen* sollen darauf aufmerksam machen, dass hier stets beides gemeint ist – Queerfeminismus und Feminismus, *Autor:innen* und *Leser*innen*. Ich verwende an dieser Stelle den Unterstrich, um die Prozesshaftigkeit und die Uneindeutigkeit von Positionen zu benennen und gleichzeitig die unterschiedlichen und vielfältigen Bedeutungsebenen einzelner Wörter_Begriffe hervorzuheben und zu verdeutlichen (vgl. hierzu Bretz & Lantzsich 2013, S. 8).

1.4.2 Zentrale Begriffe

Im Folgenden werden einige zentrale Begriffe erläutert, damit Klarheit darüber besteht, wie die einzelnen Begriffe und Konzepte verwendet werden. Einzelne Begriffe, die hier nicht benannt werden, wie z.B. Slash-Fanfiction (als Fanfiction-Genre) werden an entsprechender Stelle eingeführt.

Queer: Die Verwendung von Queer – sowohl in der Wissenschaft als auch im politischen Aktivismus und Alltag – ist vielfältig, unstetig und zum Teil auch beliebig. So lässt sich Queer im Sinne einer Dekonstruktion von Identitätskategorien nur schwer beschreiben und auf eine Bedeutung festzurren. Um Queer als analytischen Begriff zu

11 Für weiterführende Informationen zur gendersensiblen Sprache vgl. Gäckle 2017.

12 Die Großschreibung des Begriffs Schwarz weist auf die Konstruiertheit dieser Kategorie sowie auf die politische Realität und Identität hin und soll der Affirmation naturalisierter Verwendungsweisen entgegenwirken. Weiß hingegen wird jedoch als Adjektiv kleingeschrieben, da es keine politische Selbstbezeichnung darstellt (vgl. hierzu Sow 2009).

13 Für weiterführende Informationen zu Rassismen in der Sprache vgl. Roth 2013 und Kunz 2021.

schärfen, dienen die Konzepte und Überlegungen von Volker Woltersdorff (2003) und Gudrun Perko (2008) als Hintergrundfolien. So wird Queer in einer pluralen Variante dazu genutzt, um eine Kritik an Hetero- und Homonormativität, an biologischer Verwandtschaft und Zweigeschlechtlichkeit zu formulieren. Ebenso wird dabei von der Verwobenheit von Geschlecht, Sexualität etc. mit weiteren Differenzkategorien und einer Eingebundenheit in kapitalistische Gesellschaften ausgegangen. Der Begriff Queer wird in dieser Arbeit in Anlehnung an Gudrun Perko entsprechend als »politisch-strategischer Überbegriff für alle Menschen [...], die der gesellschaftlich herrschenden Norm nicht entsprechen oder nicht entsprechen wollen [...]« (Perko 2008, S. 75) sowie als »politische und theoretische Richtung gegen kategoriale und identitätspolitische Bestimmungen« (Perko 2008, S. 75) verstanden und genutzt. Gleichzeitig liefert Gayle Rubins' »charmed circle« (vgl. Rubin 2007, S. 153) eine queere Taxonomie für die Einordnung des queeren Potentials von Producers.

Heteronormativität: In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff Heteronormativität als Norm von Geschlechterverhältnissen, Subjektivitäten und Lebenspraktiken gefasst, die auch symbolische und gesellschaftliche Ordnungen strukturiert. Die Strukturierung von Gesellschaft über Heterosexualität dient dabei dazu, Menschen in zwei klar voneinander abgrenzbare und sich in ihrem Begehren aufeinander beziehende Geschlechter einzuordnen. Gleichzeitig wird auch die Produktion von Wissen, der Zugang zu Möglichkeiten politischen Handelns und die Verteilung von Ressourcen und (Lohn-)Arbeit durch Heteronormativität reguliert (vgl. Warner 2004 [1993]; Wagenknecht 2007). Heteronormativität begreife ich entsprechend sowohl als Struktur als auch als Effekt (vgl. Degele 2005; Degele et al. 2011)

Homonormativität: Der Begriff »Homonormativität« wird in der vorliegenden Arbeit verstanden als kritischer Kommentar zu (LGBTQIA*-)Politiken, die dominante heteronormative Vorstellungen und Annahmen nicht in Frage stellen, sondern diese aufrechterhalten (vgl. Duggan 2002, S. 179). Darunter werden entsprechend neoliberale (Sexual-)Politiken gefasst, die zu einer Privatisierung und Konsumierbarkeit einer LGBTQIA*-Community beitragen und Vorstellungen über eine universelle LGBTQIA*-Community generieren, die heteronormative Diskurse und Werte nicht infragegestellt, sondern diese unterstützt und reetabliert.

VerUneindeutigung_Entselbstverständlichung_Dekonstruktion: Entsprechend des Vorschlages von Antke Engel verstehe ich »VerUneindeutigung« als Intervention in rigide Geschlechter- und Sexualitätsregime aber auch in identitätslogische Klassifikationen und Ausschlüsse (vgl. Engel 2002, S. 198). Um allerdings nicht in der Alternative »Identitätspolitik« oder »Neutralisierung von Differenz« gefangen zu bleiben, schlägt Engel (vgl. 2002, S. 224) vor, geschlechtliche und sexuelle Unterschiedlichkeit als prozessual, kontextuell und in Machtverhältnissen konstituiert darzustellen. So werde keine gegebene Vielfaltigkeit oder Ambiguität von Geschlechtern oder Sexualitäten postuliert, sondern eine Intervention in jene spezifischen Normen und Normalitäten angestrebt. Eine Strategie der VerUneindeutigung will diese unterlaufen, ohne jedoch in Opposition zu treten und ihrerseits normative Schließungen vorzunehmen. Dabei werden Differenzen nicht über *Othering* oder Klassifizierungen zurückgewiesen, marginalisiert oder ausgegrenzt. Eine solche Strategie kann in strukturellen Veränderungen münden, die eine Entprivilegierung und Destabilisierung heteronormativer Ordnung bedeuten

(vgl. Engel 2002, S. 198). Der Begriff ›Entselbstverständlichung‹ wird im Sinne Nina Degeles als »Ausdruck des Widerstandes gegen Normativität und dominierende kulturelle Werte [...]« (Degele 2005, S. 29) begriffen und entsprechend für solche Strategien verwendet. Dabei zeichnet sich Entselbstverständlichung als Methode auch durch ein Hinterfragen und Sichtbarmachen von Heteronormativität aus. Dieses Infragestellen und Hinterfragen kann auch als eine Form der Dekonstruktion verstanden werden, wie Judith Butler (1997 [1993]) sie beschreibt. Beide Begriffe werden in dieser Arbeit synonym verwendet, um heteronormativitätskritische Perspektiven zu beschreiben, die Thesen, Feststellungen, Fragen sowie Verdrängtes und Verstecktes explizit machen und die zugrunde liegenden Stereotype und Vorannahmen offenlegen.

(queere) Utopie: Der Utopiebegriff, der in dieser Arbeit zur Anwendung kommt, schöpft aus den Archiven der Utopieforschung mit dem Anspruch, die darin enthaltenen Widersprüche auszuhalten, statt sie zu harmonisieren (vgl. Dierkes 2013, S. 71–72). Queere Utopien werden dementsprechend als solidarisch, emanzipatorisch, individuell oder gemeinschaftlich ausgerichtete Denk- und Suchbewegungen sowie Praktiken verstanden, die sich als Alternativen zu hetero- und homonormativen, neoliberalen, rassistischen und/oder klassistischen Vorstellungen positionieren. Das Utopische wird aus einer queer-feministischen Perspektive heraus eher »im Kontext von Widerspruch, Ambivalenz und Verhandlung des ›Wünschbaren‹ im Gegenwärtigen und Zukünftigen [betrachtet], ohne dass eine normative Perspektive per se eingenommen oder aufgegeben werden muss« (Daniel & Klappeer 2019, S. 25).

Fanfiction: Fanfiction wird verstanden als literarisches Genre, dessen Autor:innen bereits bestehende Artefakte nutzen, um eigene Geschichten zu entwerfen. Dabei verstehe ich Fanfiction vorrangig als nicht-kommerzielles Genre, da die Produzierenden ihre Geschichten zu einem Großteil kostenlos und öffentlich zugänglich verbreiten. Fanfictions können zu TV-Serien, Büchern, Mangas, Kinofilmen, aber auch zu realen Personen geschrieben werden und in unterschiedlichen Formaten existieren. Fanfiction-Autor:innen bzw. Produzierende*innen können in ihren Geschichten den Ausgangstext verändern oder erweitern, sie können eigene ›Alternative Universen‹ erschaffen und bereits bekannte Figuren so in eine neue Welt transportieren. Sie können Leerstellen und Lücken im Ausgangstext füllen oder Beziehungen zwischen Charakteren beleuchten. Kurz gesagt: Fanfictions sind Geschichten, die über Geschichten geschrieben werden, die bereits existieren.

Produsage: Da nicht immer deutlich wird, wer produziert und wer konsumiert, verwende ich in dieser Arbeit den Begriff Produsage, um genau die Verwobenheit unterschiedlicher Fan-Praktiken zu benennen. Der von dem Medienwissenschaftler Axel Bruns geprägte Begriff Produsage spielt in der vorliegenden Arbeit eine zentrale Rolle und wird hier als kollaborativer und stetiger Prozess der Inhalteerschaffung von Fans und Mediennutzer*innen verstanden (vgl. Bruns 2009, S. 6f.). In Anschluss daran verwende ich den Begriff Produzierende:in, um sowohl Fanfiction-Autor:innen als auch Fanfiction-Leser:innen und anderweitig im Fandom (in)aktive Menschen zu beschreiben, da sie alle zu den unterschiedlichen Wissensnetzwerken, zur Inhalteerschaffung, zum Austausch und zur Gemeinschaft beitragen. Entsprechend lässt sich Produsage als kollaborative Form der Inhalteerschaffung definieren, die nicht auf einer linearen Wertschöpfungskette basiert (vgl. Bruns 2009, S. 3).